

3. Forschungsperspektive

Repräsentation, Affekt und soziale Ungleichheit

Wie im vorherigen Kapitel herausgearbeitet wurde, handelt es sich sowohl bei Nationen als auch bei nationalen Identitäten um soziale Konstruktionen. Durch eine sozialkonstruktivistische Forschungsperspektive sollen die dynamischen Aspekte von Nationen und nationalen Identitäten, die sich über die Zeit hinweg verändern können, also nicht immer gleichförmig sind und Ambivalenzen sowie Widersprüchlichkeiten aufweisen, sichtbar gemacht werden. Zudem gilt es, Macht- und Herrschaftsverhältnisse als Rahmen der fortlaufenden Konstruktionspraxis aufzuzeigen und zu reflektieren, wie diese zur Verstetigung bestimmter Konstruktionen beitragen. Nation wie auch nationale Identität sind aus einer Perspektive, die Macht- und Herrschaftsverhältnisse berücksichtigt, vor allem Kategorien des Ein- und Ausschlusses. Die Konstruktionspraxis von Nation und nationaler Identität wiederum stellt selbst eine Reproduktion dieser Verhältnisse dar. Dabei sollten Nation und nationale Identität nicht als homogene Konstrukte aufgefasst werden. Vielmehr gilt es, Praktiken interner Differenzierung und Hierarchisierung als maßgeblichen Bestandteil von nationalen Identifikationsprozessen und Nationalismus zu fassen. Auch wurde im vorherigen Kapitel herausgearbeitet, dass unterschiedliche Ebenen der Konstruktion von Nation von Relevanz sind. So sollten nationalstaatliche Institutionen, Strukturen sozialer Ungleichheit, gesellschaftlich hegemoniale Narrative, Erzählungen durch wirkmächtige Eliten wie auch die Alltagspraxis gewöhnlicher Leute gleichermaßen berücksichtigt und als sich wechselseitig bedingend begriffen werden. Neben kognitiven Aspekten der sozialen Konstruktion von Nation und nationaler Identität gilt es darüber hinaus auch, die Funktion von Affekten und Emotionen zu betrachten. Während Nationalismus zumindest im alltäglichen Sprachgebrauch aber auch in weiten Teilen der Wissenschaft vor allem als extreme Praxis gesellschaftlicher Randgruppen aufgefasst wird, gilt es ferner, ein solches Verständnis aufzubrechen. In einer durch Nationalstaaten geprägten Welt lässt sich Nationalismus, der hier als Handlungspraxis der verdinglichenden Konstruktion von Nationen aufgefasst werden soll und unterschiedliche Formen annehmen kann, nicht als ausschließliches Phänomen der gesellschaftlichen Peripherie begreifen. Vielmehr ist er als strukturell in natio-

nalstaatlich organisierten Gesellschaften angelegte und die gesamte Gesellschaft umfassende Handlungspraxis zu verstehen. Dabei beruhen auch jene Formen von Nationalismus, die von den Akteur*innen nicht notwendigerweise intendiert sind und häufig auch nicht reflektiert werden, maßgeblich auf Praktiken des Ein- und Ausschlusses und der Hierarchisierung von einzelnen Mitgliedergruppen. Eine normative Differenzierung beispielsweise in guter Patriotismus der Mitte und schlechter Nationalismus der Ränder wird demzufolge dieser Erkenntnis nicht gerecht. Diese Arbeit verwirft daher den Begriff des Patriotismus, spezifiziert das Konzept des Nationalismus jedoch um das Suffix *der Mitte*. Die Mitte dient dabei nicht der exakten Beschreibung einer Bevölkerungsschicht oder eines sozialen Milieus, sondern stellt vielmehr als Selbstbild eine Identitätskategorie dar, die ebenso wie eine nationale Identität sozial konstruiert ist. Ziel dieser Arbeit ist somit auch, empirisch herauszuarbeiten, wie dieses Selbstbild hergestellt wird. Auf diesen aus dem Forschungsstand der konstruktivistischen Nations- und Nationalismusforschung herausgearbeiteten Grundannahmen aufbauend, soll in diesem Kapitel ein theoretischer Rahmen vorgestellt werden, der auch die im vorherigen Kapitel herausgearbeiteten Leerstellen aufgreift. Durch die hier vorzustellenden Theorien soll die Forschungsperspektive dahingehend geschärft werden, dass ein Blick auf das Interviewmaterial durch geeignete Begrifflichkeiten ermöglicht wird, der diesen Leerstellen entgegentritt.

Zudem gilt es in diesem Kapitel im Sinne einer kritischen und reflexiven Sozialwissenschaft, jene Konzepte transparent zu machen, die im Sinne eines theoretischen Vorwissens der Forscherin die Perspektive auf das Interviewmaterial maßgeblich prägen und somit auch einen Einfluss auf die induktive und abduktive, von den Daten geleitete Theoriebildung im Sinne der konstruktivistischen Grounded Theory haben (siehe hierzu Kapitel 4.2). Das Verständnis einer kritischen Sozialwissenschaft orientiert sich dabei an den von Thomas Kühn (2015a) in seinem Buch »Kritische Sozialpsychologie des modernen Alltags: Zum Potential einer am Lebenslauf orientierten Forschungsperspektive« aufgestellten Kriterien einer kritischen Sozialpsychologie. Kühn formuliert fünf Grundannahmen einer kritischen Sozialpsychologie (Kühn 2015a, 47ff): Erstens dürfe das Soziale nicht als gegeben betrachtet, sondern müsse reflektiert werden. Zweitens müsse die Sozialpsychologie der gesellschaftlichen Komplexität gerecht werden, statt unangemessenen zu verkürzen. Drittens beruhe Sozialpsychologie auf sozialtheoretischen Grundannahmen, die sichtbar gemacht werden müssten, statt die durch eine bestimmte Forschungsperspektive gewonnenen Erkenntnisse als objektive Wirklichkeit darzustellen. Viertens sei Erkenntnis immer an eine bestimmte Perspektive gebunden. Die Subjektivität der Forschenden gelte es zu reflektieren, wodurch sie in der Folge eine Quelle der Erkenntnis darstelle, anstatt als Störfaktor aufgefasst werden zu müssen, der die Wirklichkeit verzerre. Fünftens gelte es für die Sozialpsychologie, die anspruchsvolle Aufgabe zu bewältigen, einerseits Individuen in ihrer Besonder-

heit in den Blick zu nehmen ohne dabei andererseits das Sichtfeld individualistisch zu verengen. Während im vorherigen Kapitel 2 durch die Beschreibung einer sozialkonstruktivistischen Perspektive auf die Konzepte Nation und nationale Identität insbesondere dem ersten Aspekt Rechnung getragen wurde, bezieht sich dieses Kapitel vor allem auf den dritten Punkt und hat somit den Anspruch, jene sozialtheoretischen Grundannahmen transparent zu machen, die die Perspektive auf den Forschungsgegenstand maßgeblich prägen. Erkenntnis soll dabei zudem als stets an eine bestimmte Perspektive gebunden aufgefasst werden. Im Sinne einer kritischen Sozialwissenschaft gilt es, die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse wie auch alternative Deutungen zu ermöglichen. Die Beschreibung der *theoretischen Brille*, die die jeweilige Erkenntnis geprägt hat, ist dafür eine notwendige Voraussetzung. In dieser Arbeit gewonnene Forschungsergebnisse lassen sich in der Folge als theoretisch aber auch sozial und historisch situiert einordnen und entgegen eines positivistischen Forschungsparadigmas nicht als universale, allgemeingültige Erkenntnis betrachten (Kühn 2015a, S. 51).

Einen fundamentalen Anteil an der dynamischen Formation der Konstrukte Nation und nationale Identität hat die Sprache. Im folgenden Kapitel 3.1 wird eine poststrukturalistische Perspektive auf Sprache als soziale Konstruktionspraxis von Wirklichkeit entworfen, die es ermöglicht, Sprache mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen zusammenzudenken. Die hier beschriebene Perspektive hilft insofern eine künstliche Trennung zwischen Mikro-, Meso- und Makroebene bei der Analyse der Konstruktionspraxis von Nationen zu überwinden (vgl. Kapitel 2.3.1), als ihr ein Verständnis von Sprechakten, die immer in Diskursstrukturen eingebettet sind, zugrunde liegt. In Kapitel 3.2 wird wiederum der Ansatz der *affective practice* eingeführt. Mit Sara Ahmed lassen sich affektive Praktiken ebenfalls als Konstruktionspraxis von Wirklichkeit begreifen und stehen sprachlich vermittelte Emotionsausdrücke im Zentrum der Untersuchung. Ahmed, aus den Cultural Studies kommend, richtet ihren Fokus dabei gleichermaßen auf die Reproduktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Der Ansatz erscheint somit anschlussfähig an die zuvor entworfene poststrukturalistische Perspektive auf Sprache als Konstruktionspraxis von hierarchisch strukturierter Wirklichkeit und erweitert sie dahingehend sinnvoll, als auch die Funktion von Emotionen in dem geschilderten Kontext in den Blick genommen werden kann. Die Integration des Konzeptes der *affective practice* in die Analyse der Konstruktion von Nation, nationaler Identität und Mitte ermöglicht in der Folge das Aufbrechen einer rein kognitivistischen Perspektive, die in der konstruktivistischen Nationsforschung noch weit verbreitet ist (vgl. Kapitel 2.3.5). In Kapitel 3.3 wiederum wird in die soziale Ungleichheitsforschung eingeführt und die poststrukturalistische Perspektive auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse weiter konkretisiert. Ein Fokus liegt dabei auf dem Bourdieuschen Ungleichheitsbegriff, der aufgrund seiner Berücksichtigung nicht nur von ökonomisch, sondern auch von kulturell, sozial und symbolisch vermittelter

sozialer Ungleichheit ebenfalls anschlussfähig an das zuvor geschilderte poststrukturalistische Verständnis von Sprache als Konstruktionspraxis von Macht- und Herrschaftsverhältnissen erscheint. An die Theorie von Bourdieu knüpft auch Michèle Lamont mit ihrem kultursoziologischen Ansatz der *symbolic boundaries* an, der im Anschluss im selben Unterkapitel beschrieben wird. Während insbesondere in jenen Forschungsansätzen, die sich auf den alltäglichen Nationalismus von sogenannten gewöhnlichen Leuten fokussieren, eine Perspektive sozialer Ungleichheit häufig fehlt, erscheint ihre Implementierung in dieser Arbeit zentral, um einerseits die Heterogenität des Konstruktes Nation sichtbar zu machen und um andererseits nachvollziehen zu können, inwiefern Nationalismus als Handlungspraxis der verdinglichenden Konstruktion von Nationen auch als Praxis der Reproduktion von sozialer Ungleichheit aufzufassen ist (vgl. Kapitel 2.1, 2.3.2 und 2.3.4). Dass im Folgenden mit dem Poststrukturalismus, den Cultural Studies und der soziologischen Ungleichheitsforschung unterschiedliche theoretische Perspektiven eingeführt werden, stellt entlang der von Kühn aufgestellten Kriterien einer kritischen Sozialpsychologie kein Defizit dar. Interdisziplinarität vermöge vielmehr, eine Perspektivenvielfalt auf das Soziale zu eröffnen und in der Folge ein einseitiges und verkürztes Bild zu verhindern (Kühn 2015a, S. 50).

3.1 Repräsentation durch Sprache

Wie in Kapitel 2.1 herausgearbeitet wurde, sind Nationen sozial konstruiert. Einen wesentlichen Anteil an der Konstruktionspraxis hat die Sprache. In diesem Kapitel soll die sozialkonstruktivistische Funktion von Sprache theoretisch nachvollzogen werden. Dabei wird insbesondere eine poststrukturalistische Perspektive auf den Konstruktionsprozess geworfen, die es ermöglicht, Sprache als in Macht- und Herrschaftsverhältnissen situiert zu begreifen.

Dass Sprache nicht ein exaktes Abbild der Wirklichkeit darstellt, sondern vielmehr diese konstruiert, gilt bereits im durch Ferdinand de Saussure geprägten Strukturalismus als zentrale Grundannahme. De Saussure unterscheidet drei Komponenten in der Sprache: das Objekt in der realen oder auch fiktiven Welt, das mentale Konzept von diesem Objekt, de Saussure spricht hier von »Bezeichnetes« (2001, S. 79), sowie die Beschreibung des Konzeptes in Form von Worten, Bildern oder Klängen, das »Bezeichnende« (ebd.). Diesen Ausführungen folgend gilt es, Sprache weder als identisch mit noch als exaktes Abbild von Wirklichkeit zu begreifen. Eine Weiterentwicklung der Saussure'schen linguistischen Untersuchungen stellt die Semiotik dar, in der Sprache vor allem als Ausdruck von Kultur und Kultur als Ausdruck von Sprache untersucht wird. Als zentraler Vertreter der Semiotik gilt Roland Barthes, der in seiner Essaysammlung *Mythen des Alltags* (1964) Beispiele aus der Populärkultur, mittels derer Bedeutung transportiert wird, als Sprache un-

tersucht. Barthes fügt den von de Saussure begründeten Termini Bezeichnetes und Bezeichnendes einen weiteren hinzu: das Zeichen, »das die assoziative Gesamtheit der ersten beiden Termini ist« (1964, S. 90). Den Zusammenhang der drei Begriffe verdeutlicht er anhand des Beispiels eines Rosenstraußes:

»Man denke an einen Rosenstrauß: ich lasse ihn meine Leidenschaft bedeuten. [...]. So wenig ich im Bereich des Erlebens die Rosen von der Botschaft trennen kann, die sie tragen, so wenig kann ich im Bereich der Analyse die Rosen als Bedeutende den Rosen als Zeichen gleichsetzen: das Bedeutende ist leer, das Zeichen ist erfüllt, es ist ein Sinn.« (Barthes 1964, 90f)

Von Interesse ist für Barthes also nicht mehr eine rein linguistische Analyse des Zusammenhangs von Bezeichnendem und Bezeichnetem, von Wort und mentalem Konzept, sondern vielmehr die mit Sinn erfüllte Gesamtheit aus beidem, die er Zeichen nennt. Als »sekundäres semiologisches System« (1964, S. 92) ordnet Barthes der Sprache den Mythos nach, der auf dem primären semiologischen System aus Bezeichnendem und Bezeichnetem aufbaue und den er Metasprache nennt. Eine Analyse von Mythen müsse dabei nicht mehr auf die linguistische Analyse, also das primäre semiologische System zurückgreifen, sondern lediglich das Zeichen identifizieren, also den mit Sinn gefüllten Zusammenhang aus Bezeichnendem und Bezeichnetem. Mit diesen Überlegungen vermag es Barthes nicht nur Sprachanalyse, sondern vor allem Kulturanalyse zu betreiben, wie in *Mythen des Alltags* unter anderem anhand von Werbeplakaten, Filmen und anderen kulturellen Objekten.

An die strukturalistische und semiotische Betrachtungsweise von Sprache, die es ermöglicht, die Beziehung zwischen den Komponenten Bezeichnetes und Bezeichnendes nicht als a priori in den realen Objekten angelegt zu betrachten, knüpfen auch die poststrukturalistisch fundierten Cultural Studies an. So nimmt Stuart Hall, als ein prominenter Vertreter, in seiner Bestimmung einer sozialkonstruktivistischen Perspektive auf Repräsentation durch Sprache auch Bezug auf de Saussure:

»If the relationship between signifier [Bezeichnendes] and its signified [Bezeichnetes] is the result of a system of social conventions specific to each society and to specific historical moments, then all meanings are produced within history and culture. They can never be finally fixed but are always subject to change, both from one cultural context and from one period to another. There is thus no single unchanging ›universal‹ true meaning.« (Hall 2013, S. 17 [Zusatz von K.V.])

Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht bei Hall der soziale Prozess der Aushandlung von Bedeutung, der bei de Saussure noch keine Berücksichtigung findet. Dabei betont er, dass es aus sozialkonstruktivistischer Perspektive innerhalb einer Sprachgemeinschaft zwar bestimmte Konventionen bezüglich der Beziehung

von Bezeichnendem und Bezeichnetem gibt und Verständigung dadurch möglich gemacht wird. Diese Relation sei gleichzeitig jedoch nicht in den Objekten selbst begründet, sondern entstehe und wandle sich in bestimmten sozio-historischen Kontexten. Diesen Prozess, der die Verbindung zwischen den mentalen Konzepten über die realen oder auch fiktionalen Objekte und deren Bezeichnungen mit Sinn füllt, also die sich ständig im Wandel befindliche soziale Schaffung von Bedeutung, nennt Hall *Repräsentation* (Hall 2013, S. 3). Eine universale Festlegung auf einen Sinn über Zeit und Raum hinweg ist nach dieser Auffassung somit ausgeschlossen. Und wie der poststrukturalistische Philosoph Jaques Derrida betont, ist Bedeutung auch innerhalb eines konkreten Momentes niemals festgelegt. Vielmehr enthalten Worte immer unterschiedliche Bedeutungen, die sich aus der Beziehung und Differenz zu anderen Zeichen ergeben und in einer kommunikativen Situation interpretiert werden. Die jeweilige Konstruktion eines vermeintlich eindeutigen Sinnzusammenhangs lässt sich somit immer auch dekonstruieren (Derrida 1983). Wenn in meiner Arbeit anhand von Interviews Vorstellungen von Deutschland herausgearbeitet werden, so lassen sich diese demgemäß nicht als Abbilder von Wirklichkeit, sondern vielmehr als Wirklichkeit konstruierende Repräsentationen verstehen, die sich entlang eines poststrukturalistischen Ansatzes auch dekonstruieren lassen.

Eine zentrale Erweiterung der Auffassung von Wirklichkeit als sozial und hier vor allem als durch Sprache konstruiert stellt die Einsicht dar, dass dieser Konstruktionsprozess nicht willkürlich vonstattengeht. Auch Hall erweitert seine strukturalistischen und semiotischen Überlegungen um die Erkenntnis, dass die Schaffung von Bedeutung durch Sprache von gesellschaftlichen Machtverhältnissen abhängt, die bestimmte Wirklichkeitskonstruktionen begünstigen und andere ausschließen (2013, S. 19). Hall beruft sich hierbei vor allem auf den Poststrukturalisten Michel Foucault und dessen Diskurs-Begriff. Foucault attestiert der reinen Semiotik das Fehlen einer Analyse von Ereignissen und Machtverhältnissen bei der Hervorbringung von Bedeutung:

»Weder die Dialektik (als Logik des Widerspruches) noch die Semiotik (als Kommunikationsstruktur) könnten klären, was die wirkliche Intelligibilität der Konfrontation ist. [...] die ›Semiologie‹ ist ein Modus, ihren gewaltsamen, blutigen, tödlichen Charakter zu umgehen, indem sie sie in die befriedete, platonische Form der Sprache und des Dialogs preßt.« (Foucault 1978, S. 29)

Um die Bedeutung von Ereignissen und Machtverhältnissen wiederum angemessen untersuchen zu können, spricht Foucault von *Diskursen*, die er als eine Gruppe von Aussagen definiert, die von einer Sprache bereitgestellt würden, um über ein Thema, in einer besonderen Art und Weise, zu einem bestimmten historischen Moment zu sprechen. Der Diskurs sei dabei gleichzeitig »dasjenige worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 2010,

S. 11). Die Regeln des Diskurses, also was wie und wann gesagt werden aber auch wer etwas sagen könne, werde innerhalb von Diskursen anhand von *Prozeduren der Ausschließung* festgelegt (Foucault 2010, 10f). Damit rückt in den Fokus, dass die diskursive Hervorbringung von Bedeutung Machtstrukturen unterliegt. Die vorliegende Arbeit nimmt diese Foucault'sche Fokussierung auf Machtstrukturen auf. In der Konsequenz lässt sich ein Diskurs zu Deutschland nicht als willkürlich und unmittelbar veränderbar begreifen, sondern als an bestimmte Diskursregeln gebunden, die bestimmte Aussagen ermöglichen und andere ausschließen.

An diese machttheoretischen Erkenntnisse knüpft auch die kritische Diskurspsychologie nach Potter und Wetherell (1987) an. Ein an den Foucault'schen Diskursbegriff angelehntes Konzept aus der kritischen Diskurspsychologie ist das des *Interpretativen Repertoires* (Edley 2001). Interpretative Repertoires bezeichnen die kulturelle Geschichte eines Konzeptes wie beispielsweise der Nation und versammeln somit sämtliche dazu verfügbaren Narrative. Implizit enthalten sie die Regeln des Diskurses, die festlegen wie über dieses Konzept innerhalb eines diskursiven Raumes geredet werden kann (Edley 2001, S. 201). Potter und Wetherell sprechen diesbezüglich auch von einem »lexicon or register of terms and metaphors drawn upon to characterize and evaluate actions and events« (1987, S. 138). Die Analyse von interpretativen Repertoires anhand von Interviews ermöglicht es, über die konkrete Interviewsituation hinausgehend Annahmen, in diesem Fall über Deutschland, die innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe, geteilt werden, herauszuarbeiten (Edley 2001, S. 198). Im Unterschied zum Foucault'schen Diskursbegriff wird dem*der Sprecher*in innerhalb der kritischen Diskurspsychologie jedoch mehr Handlungsmacht eingeräumt. Interpretative Repertoires erscheinen im Vergleich zu Diskursen weniger monolithisch, sind stärker fragmentiert und Sprecher*innen können sich an einer großen Spannbreite unterschiedlicher rhetorischer Formen bedienen (Edley 2001, S. 202). Für eine Analyse von Interviews, wie im Fall der vorliegenden Arbeit, erscheint der Ansatz der kritischen Diskurspsychologie in Anlehnung an den Foucault'schen Diskursbegriff daher als geeignete Modifikation, da er sowohl erlaubt, über die Interviewsituation hinaus Erkenntnisse über die Ausgestaltung von Diskursen zu gewinnen, als auch die Relevanz des konkreten Interviews und der darin enthaltenen Sprechakte anzuerkennen.

Innerhalb der bis hierher skizzierten, poststrukturalistischen Auffassung von Sprache als Konstruktionspraxis einer von Macht- und Herrschaftsverhältnissen durchdrungenen Wirklichkeit nimmt der Differenz-Begriff eine zentrale Rolle ein. Diskurse sind Differenzsysteme, innerhalb derer Dinge ihre Bedeutung erst durch Beziehungen zueinander erlangen (Derrida 1983). So betont etwa Hall, dass unsere Wahrnehmung von Wirklichkeit maßgeblich von unterschiedlichen Differenzierungen strukturiert und konstituiert werde. Erst die Abgrenzung eines Zeichens von anderen fülle ersteres mit Sinn. Beispielsweise ergebe sich innerhalb eines rassistisch strukturierten, diskursiven Raumes die Bedeutung von *weiß* erst durch

die abwertende Abgrenzung von *schwarz*. Dabei bestehe zwischen beiden Konstrukten ein Machtgefälle und werde *schwarz* als das Andere von *weiß* konstruiert. Den prozesshaften Charakter der Bedeutungsgenerierung unterstreichend, spricht Hall hier von »marking of difference« (2013, S. 16). Anhand des genannten Beispiels beschreibt Hall somit, dass Differenzierung zumeist auch mit Hierarchisierung in Form einer Aufwertung des einen und Abwertung des anderen einhergeht. Differenz verweist in der hier dargestellten Theorietradition des Poststrukturalismus demnach nicht nur auf Unterschiedlichkeit, sondern auch auf ein Machtgefälle. Dieser Aspekt findet sich auch in postkolonialen Ansätzen wieder, die die selbstreferenzielle und selbstaufwertende Konstruktion des vom Selbst abgegrenzten Anderen untersuchen, so beispielsweise in Gayatri Chakravorty Spivaks Konzept des *otherings* (Spivak 1985, 252ff). Darin betont sie den Dualismus aus Abwertung des Anderen einerseits und Bestätigung sowie Aufwertung des Eigenen andererseits. Einen ähnlichen Mechanismus beschreibt auch Edward Said (2017) in seinem Konzept des *Orientalismus*. Hier dienen als vermeintlich klar distiguiert und geschlossen imaginierte kulturelle Räume der Abgrenzung des Eigenen, erschafft sich der Okzident erst in der abwertenden Differenzierung vom Orient. Mit der *affective practice* sowie der symbolischen Grenzziehung werden in den beiden folgenden Kapiteln zwei geeignete Ansätze geschildert, um die Herstellung von Differenz und damit verknüpfter sozialer Ungleichheit empirisch am Text nachzuvollziehen.

Um zu verstehen, wie bestimmte Repräsentationen von Deutschland es vermögen, besonders wirkmächtig zu werden, bietet es sich an, den Ansatz von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe zu *hegemonialen Formationen* (2006, S. 178) hinzuzuziehen. Die Autor*innen beziehen sich ebenfalls auf den poststrukturalistischen Diskursbegriff und begreifen Diskurse im Einklang mit den vorherigen Ausführungen als bedeutungsgenerierende Systeme. Dabei sei die Stabilität von Diskursen, verstanden als aus der ständigen kontext- und zeitabhängigen Praxis der Neuaushandlung oder *Artikulation* hervorgegangene »strukturierte Totalität« (Laclau und Mouffe 2006, S. 141), immer nur temporär. Folglich gibt es auch keinen Kontext, der die Bedeutung eines Zeichens vollständig festschreibt. Auch wenn sich bestimmte Bedeutungszusammenhänge über die Zeit sedimentieren, kommt ihnen gleichwohl kein tieferer Wahrheitsgehalt zu, vielmehr wurden sie naturalisiert indem alternative Bedeutungen ausgeschlossen wurden (Laclau 1990, 34f). Der Fokus auf die Inszenierung von Diskursen als stabile Sinnordnungen und zugleich deren Aufbrechen und das Sichtbarwerden von Mehrdeutigkeit wird als ein zentrales Element der Laclau und Mouffeschen Theorie erkennbar, die diesbezüglich auch von *Überdetermination* spricht (Reckwitz 2006, S. 342). Der Begriff der Überdetermination beschreibt dabei, dass soziale Wirklichkeit immer auf unterschiedlichen Referenzsystemen aufbaut, die auch miteinander im Widerspruch stehen können und dadurch Ambivalenzen und Brüche deutlich werden lassen (Glasze und Matissek 2009, S. 157).

Eine zentrale Rolle kommt innerhalb der Laclau und Mouffe'schen Theorie dem von Antonio Gramsci geprägten Hegemonie-Begriff zu. Mit diesem beschreiben die Autor*innen Prozesse der Schließung und Öffnung von Bedeutungssystemen als Streben nach Dominanz (Laclau und Mouffe 2006, S. 178). *Hegemoniale Formationen* sind Diskurse, denen es vorübergehend gelungen ist, ihre partikulare Sicht auf die Welt als *universal* und alleingültig darzustellen. Der Ausgang der Kämpfe unterschiedlicher Diskurse um Dominanz ist niemals abgeschlossen und somit ungewiss. Dabei ist Hegemonialisierung bei Laclau und Mouffe nicht ausschließlich als äußerer Zwang, also als *top-down* Mechanismus zu verstehen. Vielmehr sind bestimmte Bedeutungen und Subjektpositionen attraktiv gestaltet und somit für eine Mehrheit erstrebenswert (Reckwitz 2006, S. 343). Bei der Analyse von hegemonialen Formationen rücken rhetorische Strategien in den Fokus, die dazu beitragen, dass die Sichtbarkeit der Kontext- und Zeitgebundenheit eines Diskurses eingeschränkt wird, wodurch dieser stabilisiert wird. Zudem wird die Bedeutung von *unterbestimmten Konzepten* in den Blick genommen. Beispielhaft sei diesbezüglich das Konzept der Nation angeführt. Fragt man etwa unterschiedliche Personen, die sich im besten Falle noch nicht mit Theorien zu Nation befasst haben, was Deutschland sei, so wird man vermutlich nicht immer eine klare und auch nicht immer dieselbe Antwort bekommen. Einige Personen werden vielleicht auf territoriale Grenzen oder eine gemeinsame Sprache verweisen, andere das Konstrukt mit Vorstellungen einer geteilten Kultur oder auch einer Vielfalt unterschiedlicher Regionalkulturen verbinden und wieder andere werden möglicherweise mitteilen, dass sie Nationen im Allgemeinen oder Deutschland im Besonderen ablehnen. Ausdrücken wie Nation fehlt ein eindeutiges Bezeichnetes, was das Konzept im Diskurs jedoch keinesfalls schwächt. Vielmehr erlangt es seine Stärke gerade dadurch, scheinbar differente Dinge zu einer Einheit zusammenzuführen und bringt in der Folge Hegemonie hervor (Reckwitz 2006, S. 343). Ein weiterer Mechanismus von Diskursen zur Erlangung von Hegemonie besteht darin, differente, diskursinterne Aspekte durch Abgrenzung nach außen zu einen. Sogenannte *Antagonismen* werden im Außen verortet und konstituieren somit die Grenzen des Inneren. Deutlich wird hier erneut der hohe Stellenwert des Themas der Differenz für die Formation eines Diskurses wie auch für dessen Hegemonialisierung. Hinsichtlich dieser Bedeutung von Differenzierung und Abgrenzung für die Konstruktion von Einheit erscheint die Theorie auch anschlussfähig an die Ausführungen zu sozialer Identität in Kapitel 2.1. Laclau und Mouffe führen aus, dass die aus Differenzen bestehende Binnenstruktur von Diskursen in dem Moment von einer Vereinheitlichung überlagert werde, wo sie mit einem*r *radikal Anderen* konfrontiert sei, der*die die diskursinternen Differenzen als unerheblich erscheinen lasse. In der Folge stärke das konstruierte Außen die innere Stabilität des Diskurses. Die Konstruktion eines*r radikal Anderen sei dabei häufig abwertend und werte dadurch das ›Eigene‹ wiederum auf (Laclau und Mouffe 2006, S. 165). Um auf das Beispiel der Befragung zum Thema Deutschland

zurückzukommen, erscheint es den Ausführungen Laclau und Mouffes folgend naheliegend, dass zur Beantwortung vielfach auch auf Abgrenzungsverhältnisse zurückgegriffen wird. England, Mexiko oder Russland sind dann vermeintlich anders als Deutschland und aus der Differenz erwächst wiederum eine Vereinheitlichung des zunächst noch mehrdeutigen und schwer greifbaren Konstruktes Deutschland. Gleichzeitig stelle das Außen durch sein Anderssein jedoch auch den eigenen Universalitätsanspruch infrage, so Laclau und Mouffe, und wirke damit zugleich destabilisierend auf die vermeintliche Einheit: »Die Präsenz des ›Anderen‹ hindert mich daran, gänzlich Ich selbst zu sein. Das Verhältnis entsteht nicht aus vollen Totalitäten, sondern aus der Unmöglichkeit ihrer Konstitution« (2006, S. 164). Dieser Logik folgend und im Einklang mit den Ausführungen in Kapitel 2.1 kann es keine eindeutige Identität geben, da diese immer auf ein Außen rekurriert, welches ihr einerseits die Einheit abspricht und gleichzeitig die Bedingung für ihre Existenz darstellt.

Die Auffassung von Diskursen als Prozesse der fortlaufenden Aushandlung von Hegemonie ist für die empirische Exploration eines Nationalismus der Mitte hilfreich, um im Blick zu behalten, dass es sich bei den in dieser Arbeit herauszuarbeitenden Vorstellungen von Deutschland um kontextuell und zeithistorisch bedingte Formationen handelt, die auf mitunter konträre Referenzsysteme verweisen, dadurch keineswegs stabil sind und zudem Ambivalenzen und Widersprüche aufweisen. Die poststrukturalistischen Begrifflichkeiten Repräsentation, Diskurs, interpretatives Repertoire und hegemoniale Formation dienen im Rahmen der Analyse des Interviewmaterials dazu, nachzuvollziehen, wie Bedeutung diskursiv hergestellt wird und Hegemonie erlangt. Entlang des poststrukturalistischen Ansatzes lassen sich gesellschaftlich hegemonial erscheinende Bedeutungen zudem auch wieder dekonstruieren.

3.2 Affektive Praktiken

In Kapitel 2.3.5 wurde herausgearbeitet, dass die konstruktivistische Nationsforschung von einer kognitivistischen Perspektive dominiert wird und Affekte und Emotionen dort noch zu geringe Beachtung finden. Gleichwohl haben sie unter anderem auch als Praktiken der Grenzziehung und Differenzierung einen maßgeblichen Anteil an der Konstruktion von Nationen und nationalen Identitäten. Nationen sind in der Folge nicht nur vorgestellte, sondern auch gefühlte Gemeinschaften. Bereits in Kapitel 2.3.5 wurde das zentrale Spannungsfeld der Affektforschung aufgezeigt, Affekt einerseits als Kraft zu verstehen, die dem Diskursive vorrausgeht und andererseits Affekt ebenfalls als sinn- und bedeutungsgenerierend also als Teil des Diskursiven zu begreifen. Um den Hintergrund dieser sich gegenüberstehenden Positionen nachzuvollziehen, soll im Folgenden

zunächst in das Forschungsfeld der *Affect Studies* (Slaby 2018) anhand von drei dort prominenten Vertreter*innen eingeführt und dabei deren differente Konzeptualisierungen von Affekt herausgearbeitet werden. In der Auseinandersetzung mit Sara Ahmed (2014b) wird sich dann auf jenen Ansatz fokussiert, der die Sinn und Bedeutung schaffende Funktion von Affekten in den Blick nimmt.

Das Thema Affekt wird innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften insbesondere seit den 1990er Jahren wieder vermehrt diskutiert. Dieser Umstand wird auch als *affective turn* beschrieben (Clough und Halley 2007). Er lässt sich zumindest in Teilen als Antwort auf eine Kritik am Poststrukturalismus und Dekonstruktivismus dahingehend verstehen, dass die hier vorgenommene Verkündung vom »Tod des Subjekts« (Foucault 2001, S. 1002) zu einer Vernachlässigung von Affekt und Emotion geführt habe (Terada 2021). Die erneute Hinwendung zu Affekten und Emotionen wiederum sei jedoch nicht als Abkehr von poststrukturalistischer oder dekonstruktivistischer Theorie zu verstehen, sondern ermögliche vielmehr, die hier begonnenen Diskussionen über Kultur, Subjektivität, Identität und Körper zu vertiefen: »Affect and emotion, after all, point just as well as post-structuralism and deconstruction do to the subject's discontinuity with itself, a discontinuity of the subject's conscious experience with the non-intentionality of emotion and affect.« (Clough 2008, S. 1)

Die hier beschriebene Auffassung von Affekten und Emotionen lässt sich keineswegs als vereinende Grundannahme für die in ihrer Gesamtheit sehr vielfältige Emotions- und Affektforschung begreifen, die unterschiedlichste Disziplinen wie z.B. Psychologie, Ethnologie, Soziologie oder Literaturwissenschaften umspannt. Gültigkeit hat diese Konzeptualisierung von Affekt und Emotion vor allem für das Feld der *Affect Studies* (Slaby 2018). In Abgrenzung von jenen Forschungsansätzen der Emotions- und Affektforschung, in denen der Fokus auf kategorialen Emotionen oder der subjektiven Erfahrungsebene liegt, werden hier vor allem die »dynamischen Relationen zwischen Personen in Umgebungen, die zudem oft von Medien, Technologien, gestalteten Räumen und interaktiven Praktiken geprägt sind«, untersucht (Slaby 2018, S. 57; vgl. auch Angerer et al. 2015; Clough und Halley 2007; Gregg und Seigworth 2010). Auch innerhalb der *Affect Studies* bestehe keine Einigkeit hinsichtlich der Konzeptualisierung von Affekt und Emotionen, wie Jan Slaby herausarbeitet. Kontroversen bestünden hier vor allem hinsichtlich je unterschiedlicher »intellektueller Haltungen« (Slaby 2018, S. 54), die Slaby entlang von drei, innerhalb der *Affect Studies* besonders präsenten Autor*innen herausarbeitet. Im Ergebnis identifiziert Slaby drei Grundhaltungen und damit korrespondierende Forschungsausrichtungen: die Haltung des Metaphysikers, herausgearbeitet am Beispiel von Brian Massumi, die Haltung der Forscherin, für die stellvertretend Margaret Wetherell steht und die Haltung der Aktivistin, verkörpert durch Sara Ahmed. In Anlehnung an Slabys Ausführungen werden diese drei Positionen im Folgenden skizziert, um den Lesenden einen Überblick über das Feld der *Affect Studies* zu ge-

ben und die Entscheidung, sich in der vorliegenden Arbeit auf den Ansatz von Sara Ahmed zu fokussieren, nachvollziehbar zu machen.

Der Philosoph Brian Massumi gilt als früher Vertreter des *affective turns*. Seine Hinwendung zum Thema Affekt ist vor allem eine Kritik an einem rein kognitivistischen und auf Bedeutung (»signification«) (Massumi 1995, S. 88) ausgerichteten Poststrukturalismus:

»Approaches to the image in its relation to language are incomplete if they operate only on the semantic or semiotic level, however that level is defined (linguistically, logically, narratologically, ideologically, or all of these in combination, as a Symbolic). What they lose, precisely, is the expression *event* – in favor of structure. Much could be gained by integrating the dimension of intensity into cultural theory.« (Massumi 1995, S. 87 [Herv. i.O.])

Massumis Fokus liegt also auf der Dimension der Intensität, die ihm zufolge in einer kognitivistischen Ausrichtung des Poststrukturalismus unbeachtet bleibe. Intensität setzt Massumi, dem poststrukturalistischen Philosophen Gilles Deleuze folgend, der Massumi maßgeblich in seinen Schriften beeinflusst (vgl. Massumi 1987, 1996, 1999), mit Affekt gleich und grenzt hiervon Emotion ab. Emotion begreift er als soziolinguistische Fixierung der Qualität einer Erfahrung, als qualifizierte Intensität. Affekt wiederum sei unqualifiziert, nicht fixierbar und als prozesshaft zu verstehen: »As such, it is not ownable or recognizable, and is thus resistant to critique.« (Massumi 1995, S. 88) Neben Deleuze prägen insbesondere die Philosophen Spinoza, Bergson und Simondon Massumis Konzeptualisierung der Autonomie von Affekt. Slaby sieht darin den »affektmetaphysischen« Denkstil Massumis begründet (Slaby 2018, S. 62; vgl. auch Massumi 2016, 1995). Kritik innerhalb der *Affect Studies* an einem solchen unter anderem von Massumi vertretenen, metaphysischen Ansatz bezieht sich vor allem auf die Lücke zwischen ontologischer Konzeptualisierung einerseits und der ausbleibenden, konkreten empirischen Analyse andererseits (Grossberg 2010; Slaby 2018).

Einen Kontrapunkt dazu setzt die Sozialpsychologin und Diskursanalytikerin Margaret Wetherell, die sich vor allem durch ihr Anliegen auszeichnet, Affekt und Emotion einer methodisch gestützten, empirischen Untersuchung zugänglich zu machen. In ihrem Buch »Affect and Emotion: A new social science understanding« (Wetherell 2012), setzt sie sich kritisch mit bestehenden Ansätzen der Affektforschung auseinander und erarbeitet so ein eigenes Verständnis von Affekt. Von Massumis unterscheidet sich Wetherells Ansatz unter anderem dahingehend, dass in letzterem keine klare Grenze zwischen Affekt und Emotion gezogen wird: »By affect, I will mean *embodied meaning-making*. Mostly, this will be something that could be understood as *human emotion*.« (Wetherell 2012, S. 4 [Herv. i.O.]) Grundlage dieser abweichenden Definition ist vor allem Wetherells kritische Haltung gegen-

über einerseits jenen vor allem biopsychologischen Ansätzen, die fünf bis sieben Basisemotionen als universal, das heißt kontextuell und zeitlich stabil, auffassen und untersuchen sowie andererseits jenen vor allem an Deleuze orientierten Ansätzen, die im Gegensatz dazu Affekt als Kraft (»force«) (Wetherell 2012, S. 3) und somit nicht kategorisierbar begreifen. Während der Ansatz der Basisemotionen weder die Dynamik noch die kontextuelle und zeitliche Bedingtheit von Emotionen zu erfassen vermöge, sei die Auffassung von Affekt als nicht greifbare Kraft ebenfalls nicht hilfreich hinsichtlich einer wissenschaftlichen Untersuchung der Funktion und Wirkweise von Affekt. Und so gibt Wetherell zwar an, sich ebenfalls der Deleuze'schen Begrifflichkeiten zu bedienen, kritisiert jedoch jene auf Deleuze basierenden Ansätze wie unter anderem Massumis für ihre Vagheit und deren verhaftet Bleiben auf der ontologischen Ebene, ohne die konkreten Organisationsformen von Affekt zu beschreiben (Wetherell 2012, 3f). Für Wetherell wiederum geht es bei der Beschäftigung mit Affekten, obgleich diese mitunter chaotisch und komplex seien, vor allem darum, sie einer empirischen Sozialforschung zugänglich zu machen, wie bereits der Untertitel ihres Buches zu erkennen gibt. Ein weiterer Kritikpunkt Wetherells an Massumi und ähnlicher Ansätze besteht darin, dass diese Affekt als Kontrapunkt zum Diskurs betrachteten (Wetherell 2013). Die Trennung, die Wetherell bei Massumi diagnostiziert, zwischen Affekt als Körperbewegung oder -kraft einerseits und Diskurs als Prozess der sozialen Herstellung von Sinn andererseits sowie die Auffassung, dass ersterem ein radikales Potential innewohne, während letzterer eher eine konformistische Wirkung habe, hält sie dahingehend für falsch, als dass der Diskurs häufig erst bestimmte Affekte mächtig und radikal mache (Wetherell 2012, S. 19). Und so wirft sie Massumi vor, dass körperliche Reaktionen und Diskurs, die in der Praxis miteinander verwoben seien, in dieser Art von Theorie auseinander gerissen würden (Wetherell 2012, S. 53). Affekt und Diskurs müssten laut Wetherell zusammengedacht und untersucht werden. Eingelöst wird dieser Anspruch durch Wetherells praxeologischen Ansatz, der sich an unterschiedlichen Theorietraditionen unter anderem maßgeblich an Bourdieus Praxis-Begriff orientiert (vgl. Bourdieu 2018). Forschungsgegenstand ist damit die *affective practice*, die Wetherell definiert als »a figuration where body possibilities and routines become recruited or entangled together with meaningmaking and with other social and material figurations. It is an organic complex in which all the parts relationally constitute each other.« (Wetherell 2012, S. 19) Damit legt Wetherell den Fokus auf die Wirkung von Gefühlen als sinn- und weltkonstituierend und begreift sie zudem als körper-, zeit- und ortsgebunden. Der Begriff der Praxis verweist dabei auf eine aktive Handlung, wie auch im folgenden Zitat deutlich wird: »The point I am trying to make is the one often ignored in post-structuralist discourse theory (and in most cultural studies of affect) that affective-discursive practice is joint inter-subjective activity« (Wetherell 2012, S. 83). Wie Slaby zu bedenken gibt, laufe die hier betonte Akteursrolle der fühlenden Individuen jedoch Gefahr,

»zu einer Relativierung oder Verharmlosung affektiv-symbolischer Macht- und Gewaltverhältnisse« beizutragen, (2018, S. 70).

Sara Ahmeds Konzeptualisierung von Affekt ähnelt der Wetherells in vielen Punkten, insbesondere dahingehend, dass Emotionen bei Ahmed ebenfalls nicht als prädiskursiv aufgefasst werden, sondern deren sinn- und bedeutungsgenerierende Funktion in den Blick genommen wird. Auch Ahmed verwendet den Begriff der *affective practice*. Der Praxisbegriff bezieht sich bei Ahmed jedoch stärker auf die Performativität von Emotionen und weniger auf eine individuelle Handlungspraxis. In der Folge stehen bei Ahmed affektiv-symbolische Macht- und Gewaltverhältnisse und deren Reproduktion im Fokus der Untersuchung und umfasst ihr Ansatz auch »dezidiert politisch engagierte und kritische Positionierungen« (Slaby 2018, S. 71). Zudem verbinden sich bei Ahmed Affekt und Diskurs noch deutlicher als dies bei Wetherell der Fall ist. So ist Ahmeds Zugang zur Funktion von Emotionen vor allem ein textueller, untersucht sie die Wirkweise von Emotionen entlang von Worten, die diese bezeichnen. Es ist vor allem dieser textuelle Zugang, der im Kontext der vorliegenden Arbeit zu einer Priorisierung von Ahmeds Verständnis von *affective practice* geführt hat. Die empirische Grundlage dieser Arbeit besteht aus transkribiertem Interviewmaterial und somit Text. Ahmeds Ansatz ermöglicht es, diesen Text hinsichtlich der performativen Wirkweise dort in Worte gefasster Emotionen zu untersuchen. Im Folgenden wird zunächst allgemein Ahmeds Ansatz geschildert und daran anschließend insbesondere auf die bedeutungsgenerierende Funktion von Stolz- und Schambekundungen eingegangen, die Ahmed vor allem im Kontext von Nation untersucht.

In ihrem Buch »The Cultural Politics of Emotions« (2014b) betont Ahmed die Rolle von Emotionen bei der Formierung vom Selbst und vom Anderen. In Abgrenzung von einem »inside out« Modell, das Emotionen als psychologischen Zustand in Reaktion auf eine gegebene Umwelt begreift, sowie von einem »outside in« Modell, das Emotionen als etwas imaginiert, das innerhalb von Gesellschaft existiert und von Individuen angenommen wird, stellt Ahmed ihr Modell der »sociality of emotion« vor (2014b, S. 9). Aus dieser Perspektive werden Emotionen nicht als im Individuum oder der Gruppe präexistente Objekte betrachtet:

»Rather, it is through emotions, or how we respond to objects and others, that surfaces or boundaries are made: the ›I‹ and the ›we‹ are shaped by, and even take the shape of, contact with others. [...] I suggest that emotions are crucial to the very constitution of the psychic and the social as objects, a process which suggests that the ›objectivity‹ of the psychic and social is an effect rather than a cause.

In other words, emotions are not ›in‹ either the individual or the social, but produce the very surfaces and boundaries that allow the individual and the social to be delineated as if they are objects.« (Ahmed 2014b, S. 10)

Ahmeds Anliegen ist es, zu untersuchen, wie Emotionen dazu beitragen, individuelle und kollektive Körper zu formen. Dabei weist sie auf den Fetisch-Charakter von Gefühlen innerhalb der gesellschaftlich hegemonialen *inside out* und *outside in* Modelle hin. Gefühle würden hier als Objekt-inhärent imaginiert, während die Objekte selbst jedoch für Ahmed erst durch Gefühle konstituiert würden. Beispielsweise vermittele das Gefühl der Angst vor dem Fremden den Eindruck, dass diese Angst darin begründet liege, dass der Andere angsteinflößend sei. Dass die Angst vor dem Fremden jedoch erst das Eigene und das Fremde als differente Objekte formiere, sei hier nicht mehr erkennbar, da die Geschichte der Produktion und Verbreitung der Objekte gelöscht sei (Ahmed 2014b, S. 11). In den Emotionen ist die diskursive Herstellung von Subjekt und Objekt also nicht mehr nachvollziehbar. Diesen Prozess des unsichtbar Machens des Diskursiven wie auch die Schaffung von Subjekt und Objekt durch Emotionen gilt es für Ahmed nachzuvollziehen. Die Funktionsweise von Emotionen begreift sie dabei als eine Antwort darauf, wie wir soziale Normen und Strukturen annehmen. Emotionen sind demnach also eine Form von »cultural politics of world making« (Ahmed 2014b, S. 12). In der Konsequenz werden bei Ahmed Emotionen nicht als im Text vorhandene Objekte untersucht, sondern als Effekte ihrer Benennung: »I am tracking how words for feelings, and objects of feeling, circulate and generate effects: how they move, stick and slide. We move stick and slide with them.« (Ahmed 2014b, S. 14) Zentral dabei ist ihr Konzept der Zirkulation, das eine Brücke zwischen der körperlichen Empfindung und dem Diskurs baut. Aus dieser Perspektive trägt beispielsweise die Benennung der Angst vor dem Fremden zu dessen Konstitution als different vom Eigenen bei und lässt das Gefühl der Angst am Fremden haften. Ahmed spricht in diesem Kontext auch von *sticky signs* (2014b, S. 9). Ein solches stellt beispielsweise der Begriff *Flüchtling* dar. Indem dieser wiederholt im deutschsprachigen Diskursraum im Zusammenhang mit Gefühlen von Bedrohung zusammengebracht wird, etwa in Gestalt einer überschwappenden Welle, die den imaginierten Wertekanon des *Abendlandes* unter sich bedecke und dieses *islamisiere*, wie beispielsweise von der Rechtspopulistischen Pegida-Bewegung verbreitet wird, bleibt dieses Gefühl der Bedrohung an dem Begriff *Flüchtling* haften. Wiederholte Benennungen dieser Relation, etwa in offiziellen Reden von Politiker*innen, den Nachrichten aber auch in privaten Gesprächen gewöhnlicher Leute verstärken diese Reaktion. Die Benennung des *sticky signs* führt in der Folge dazu, dass die am Zeichen haftenden Emotionen performativ im Diskursraum hervorgerufen werden. Ahmeds Ansatz ermöglicht es somit, diskursive Formationen und Differenz-Beziehungen zwar als sprachlich vermittelt, gleichwohl aber nicht als ausschließliches Resultat einer rein kognitiven Praxis zu begreifen. Vielmehr rücken hier affektive Praktiken der Differenzierung und Bedeutungsgenerierung in den Fokus, ohne Affekte dabei als etwas außerhalb des Diskurs Bestehendes, sondern als Teil des selbigen zu begreifen. Die bis hierher skizzierte Forschungsperspektive, die Diskurse als soziale Konstruktionspraxis von Wirklichkeit begreift, wird dadurch sinnvoll erweitert.

Ahmed beschäftigt sich mit der Funktion von Emotionen vor allem auch im Kontext von Nation. Eins von zahlreichen Beispielen, wie Gefühle zirkulieren und so zur Formation von Nation beitragen, gibt sie in ihrem Essay »Not In The Mood« (2014a). Ausgehend von einer Rede des damaligen britischen Premierministers David Cameron von 2011, der darin zu einem *muscular liberalism* aufgerufen hatte, zeichnet Ahmed nach, wie anhand von Emotionsäußerungen mit dieser Rede vor allem das *weiße* Subjekt als nationales Subjekt adressiert werde. Das *weiße* Subjekt und analog dazu die nationale Stimmung werden in der Rede wie auch in sich anschließenden Kommentaren als nervös problematisiert und zu größerer Wehrhaftigkeit aufgerufen. Für Ahmed zeigt sich hier die Zirkulation von Gefühlen: »the speech act which says the nation feels this or that way does something, it becomes an injunction to feel that way in order to participate in the thing being named, such that to participate in feeling or with feeling becomes a confirmation of feeling« (Ahmed 2014a, S. 25). Die Verknüpfung von Emotionsbegriffen mit der Vorstellung einer nationalen Gemeinschaft trägt demnach zu deren Konstitution bei, indem sie als gesellschaftliche Anrufung zu verstehen ist, an dem vermeintlichen Gemeinschaftsgefühl zu partizipieren und somit zur Gemeinschaft zu werden sowie gleichzeitig das Gefühl zu bestätigen.

Affective practice im Kontext von Nation untersucht Ahmed (2014b) unter anderem entlang von Stolz- und Schambekundungen, die zu einer idealisierenden Konstruktion von Nation beitragen (vgl. auch Voigt 2021, S. 94f). Während die Idealisierung im Kontext von Stolzbe kundungen offensichtlich erscheint, ist sie im Fall von Schambekundungen zunächst verdeckt. Entlang von Ahmeds Ausführungen wird jedoch nachvollziehbar, dass auch das Ausdrücken von nationaler Scham auf ein Idealbild von Nation verweist, das in diesem Fall allerdings verfehlt wurde. Die Bekundung von Scham stellt dabei sowohl eine Errichtung des Idealbildes, ein Betonen von dessen Verfehlung als auch eine Annäherung an dieses durch das sich schämende Individuum dar. Neben der Errichtung eines Idealbildes kommt der Scham zudem die Funktion der sozialen Normierung zu, indem wir aufgerufen sind, nicht zur Ursache von Beschämung zu werden (Ahmed 2014b, S. 106). Durch das Bekunden von Scham wird die der Scham zugeordnete Ursache zudem marginalisiert. Beschämende Anteile des Konstruktes Nation, sei es in Form von Personen oder Ereignissen, verlieren ihre Aussagekraft über das Gesamtkonstrukt. In der Folge wird ein Idealbild, bereinigt um die beschämenden Anteile, errichtet. Trotz Marginalisierung wird deutlich, dass durch Scham auch eine Verbindung zu den beschämenden Anteilen hergestellt wird. Die sich für nationale Ereignisse oder Personen derselben Nationalität Schämenden errichten durch die Emotionsbekundung eine Scham-Gemeinschaft, die sowohl das durch Marginalisierung wiederhergestellte Idealbild als auch die marginalisierten beschämenden Anteile umfasst (Ahmed 2014b, S. 108).

Nach Ahmed setzt Scham zunächst voraus, dass das Schamvolle bezeugt wurde. Diese Bezeugung kann real oder imaginiert sein. Ich kann mich schämen, weil

eine mir gegenüberstehende Person mich dabei beobachtet, wie ich eine unrühmliche Handlung ausführe. Ich kann mich aber auch schämen, weil eine imaginierte internationale Gemeinschaft mitbekommt, dass in Deutschland von anderen Deutschen antisemitisch motivierte Gewalttaten verübt werden. Um Scham hervorzu-rufen, muss das Urteil der realen oder imaginierten Bezeugenden für mich von Bedeutung sein. Die Relevanz dieser bezeugenden Instanz verdeutlicht, dass es sich bei Scham um eine kommunizierende Emotion handelt. Durch das Bekunden von Scham wird die Nachricht übermittelt, dass die sich schämende Person sich der Verfehlung des Ideals bewusst ist und sich von dieser Verfehlung zudem distanz-ziert. Durch diese Distanzierung findet wiederum eine Annäherung an das Ideal-bild statt. Ahmed kritisiert in diesem Zusammenhang, dass die primäre Motivation für Schambekundungen häufig eben diese gewünschte Annäherung an ein Idealbild sei und weniger die Bekämpfung des Unrechts, auf das sich die Beschämung be-ziehe. Konkret bezieht sie diese Kritik auf rassistische Vorfälle, die im öffentlichen Diskurs häufig zu Schambekundungen führten: »the white subject's involvement in racism does not necessarily undo their success in approximating the national ideal; by showing shame, in fact such a subject can demonstrate they are ideal subjects (well-meaning), and have the ideals that made such shame shameful in the first place« (Ahmed 2014b, S. 109). Das Ausdrücken von Scham im Kontext von Rassismus allein stelle noch keine antirassistische Handlung dar, noch verhindere es, dass die sich schämenden Personen selbst an rassistischen Strukturen partizipieren. In sich als liberal verstehenden Gesellschaften beschreibt Scham im Kontext von Rassis-mus vielmehr einen gesellschaftlich *angemessenen* Gefühlsausdruck. Mit ihm kom-munizieren die sich schämenden Personen, dass sie bestimmte Werte teilen, mit de-nen die rassistische Handlung nicht konform ist. Nicht nur inszenieren sich die be-schämten Personen dadurch selbst als ideale Subjekte mit idealen Werten, zusätz-lich wird so das Idealbild einer liberalen Gesellschaft errichtet, in der Rassismus als Unrecht erkannt und durch die Bekundung von Scham zudem in seiner gesellschaft-lichen Bedeutung marginalisiert wird. Ahmeds Verständnis von *affective practice* im Allgemeinen und ihre Beschreibung der Wirkungsweise von Stolz- und Schambe-kundungen im Besonderen unterstützen in der vorliegenden Arbeit die Analyse von Konstruktions-, Idealisierungs- und Marginalisierungspraktiken in Bezug auf das Konstrukt Deutschland.

3.3 Soziale Ungleichheit und symbolische Grenzziehung

In Kapitel 2.3.2 wurde herausgearbeitet, dass die Kategorie der Nation heterogene Lebenswirklichkeiten und Personengruppen zusammenfasst, diese Heterogenität in wissenschaftlichen wie auch alltäglichen Diskursen jedoch nicht immer ausreichend reflektiert und sichtbar gemacht wird. Ferner wurde deutlich, dass insbesondere jene Nationsforschung, die sich auf die alltägliche Reproduktionspraxis von Nation durch gewöhnliche Leute konzentriert, häufig nicht ausreichend eine Perspektive sozialer Ungleichheit berücksichtigt. In diesem Unterkapitel sollen daher theoretische Grundlagen der sozialen Ungleichheitsforschung dargestellt werden, die es zudem ermöglichen, die zuvor beschriebene poststrukturalistische Auffassung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen weiter zu konkretisieren. Aus einer kritisch sozialpsychologischen Perspektive (Kühn 2015a) wird zunächst argumentiert, dass eine am Lebenslauf orientierte Sozialpsychologie zu einem prozesshaften Verständnis von sozialer Ungleichheit jenseits einer statischen Zustandsbeschreibung betragen kann. Insbesondere das Verständnis von sozialer Ungleichheit nach Pierre Bourdieu (2015a, 2021), der diese nicht ausschließlich als materiell manifestiert, sondern zudem als symbolisch vermittelt begreift, ist anschlussfähig an eine solche prozesshafte Auffassung wie auch an die zuvor geschilderte poststrukturalistische Perspektive auf Sprache als sinn- und bedeutungsgenerierend. Im Folgenden wird daher ein Fokus auf den Bourdieu'schen Ansatz und daran anknüpfende, aktuelle Forschungsansätze insbesondere jenes Kreises an internationalen Forscher*innen rund um den Soziologen Boike Rehbein (Rehbein 2021; Rehbein et al. 2015; Rehbein und Souza 2014; Jodhka et al. 2018) gelegt, in denen soziale Ungleichheit um eine globale sowie gleichermaßen um eine lokalspezifische Perspektive erweitert wird. Dadurch lässt sich der nationalstaatliche Rahmen sozialer Ungleichheit in seiner jeweils spezifischen Bedeutung reflektieren und seine jeweilige Ausformung beschreiben, statt ihn als quasi-natürliche Ordnung zu verstehen und damit unsichtbar zu machen. Mit dem Konzept der *symbolic boundaries* nach Lamont (Lamont und Molnár 2002; Lamont 1995; Lamont 1994), das an das Werk Bourdieus anknüpft, wird abschließend ein Ansatz vorgestellt, der die vor allem sprachlich vermittelte Entstehung und temporäre Verfestigung von symbolischen Grenzen und Hierarchien einer empirischen Untersuchung zugänglich macht.

In seinem Standardlehrbuch schreibt Stefan Hradil: »Soziale Ungleichheit liegt dann vor, wenn Menschen aufgrund ihrer Stellung in sozialen Beziehungsgefügen von den wertvollen Gütern einer Gesellschaft regelmäßig mehr als andere erhalten.« (2001, S. 30) Die soziale Position erscheint hier als Ursache für eine ungleiche Ausstattung mit gesellschaftlich relevanten Ressourcen. Neben vertikalen Ungleichheiten entlang von Besitz-, Einkommens- und Machtverhältnissen, die in Strukturanalysen, als klassisches Instrument der sozialen Ungleichheitsforschung abgebildet werden, gelten inzwischen insbesondere auch horizontale Ungleichheiten in

Form von unterschiedlichen Lebenslagen etwa aufgrund von Alter, Geschlecht oder einer zugeschriebenen Ethnizität als relevante Strukturmerkmale ungleicher Gesellschaften, bestimmen also ebenfalls maßgeblich die soziale Position (Hradil 1987; Kreckel 2004). Durch die Berücksichtigung nicht nur vertikaler, sondern auch horizontaler Ungleichheiten steigt wiederum die Komplexität des dadurch beschriebenen sozialen Gefüges, das sich in der Folge nur noch schwer schematisch abbilden lässt. Einen Ansatz, die komplexen Auswirkungen der Verbindung unterschiedlicher »Achsen der Ungleichheit« (Klinger und Knapp 2005) wie etwa *race*, Klasse und Gender für eine empirische Sozialforschung zugänglich zu machen, stellt die Intersektionalitätsforschung dar. Unter dem Begriff der Intersektionalität wird die Verschränkung unterschiedlicher Differenz- und Diskriminierungskategorien verstanden, die sich in ihrer Wirkweise nicht einfach addieren, sondern in ihrer Verbindung zu einer je spezifischen Form von Diskriminierung bzw. Privilegierung führen (Marten und Walgenbach 2017; Winker und Degele 2010). Soziale Ungleichheit wird hier nicht ausschließlich unter materiellen Aspekten betrachtet. Vielmehr äußern sich in der Intersektionalitätsforschung untersuchte Diskriminierung und Privilegierung maßgeblich auch in nicht-materieller Form. Eine solches Verständnis von sozialer Ungleichheit drückt auch die folgende Definition von Reinhard Kreckel aus:

»Soziale Ungleichheit im weiteren Sinne liegt überall dort vor, wo die Möglichkeiten des Zuganges zu allgemein verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und/oder zu sozialen Positionen, die mit ungleichen Macht- und/oder Interaktionsmöglichkeiten ausgestattet sind, dauerhafte Einschränkungen erfahren und dadurch die Lebenschancen der betroffenen Individuen, Gruppen oder Gesellschaften beeinträchtigt beziehungsweise begünstigt werden.« (Kreckel 2004, S. 17 [Herv. i.O.])

Kreckel fügt den eingangs von Hradil aufgeführten »wertvollen Gütern einer Gesellschaft« (2001, S. 30) noch die erstrebenswerten »sozialen Positionen« hinzu. Die soziale Position erscheint hier demnach nicht nur als Ursache, sondern ebenfalls als Ausdruck sozialer Ungleichheit. Damit erweitert Kreckel die materielle Perspektive auf ungleich verteilte Güter um eine nicht-materielle, die ungleich verteilte Macht- und Interaktionsmöglichkeiten in den Blick nimmt. Die Berücksichtigung der ungleichen Verteilung auch nicht-materieller Ressourcen, also beispielsweise eine differente gesellschaftliche Positionierung, macht eine so ausgerichtete soziale Ungleichheitsforschung anschlussfähig an poststrukturalistische Ansätze, die durch Sprache (re-)produzierte Differenz und damit zusammenhängend ebenfalls ungleich verteilte Macht- und Interaktionsmöglichkeiten im Fokus haben (Becker 2018).

Folgt man Kreckel weiter, so gilt es zu unterscheiden zwischen »objektiven« Ressourcenungleichheiten« einerseits, die sich entlang der ungleichen Verteilung von materiellem Reichtum, symbolischem Wissen, hierarchischer Organisation und se-

lektiver Assoziation manifestierten und so die jeweiligen Handlungsbedingungen der Menschen beeinflussen, sowie dem subjektiven Verhalten der Menschen andererseits:

»Aus den ›objektiven‹ Ressourcenungleichheiten ist das subjektive Verhalten der Menschen [...] nicht abzuleiten. Ja, es läßt sich nicht einmal ableiten, ob und in welcher Weise sie sich ihrer objektiven Lage überhaupt bewußt werden. Damit ist gesagt, daß es eines der zentralen Themen der soziologischen Ungleichheitsforschung sein muß, der Frage nachzugehen, was die betroffenen Menschen aus den für die [sic!] geltenden Handlungsbedingungen jeweils ›machen‹ und welche typischen Denk- und Handlungsweisen sie dabei für sich ausbilden.« (Kreckel 2004, S. 20 [Herv. i.O.; Zusatz von K.V.])

Anknüpfend an diese Forderung Kreckels nach einer Fokussierung der soziologischen Ungleichheitsforschung auf die subjektiven Deutungen der Handlungsbedingungen und daraus sich ergebende typische Denk- und Handlungsweisen beschreibt Thomas Kühn das in einer am Lebenslauf ausgerichteten kritischen Sozialpsychologie liegende und im wissenschaftlichen Diskurs bisher noch nicht ausreichend wahrgenommene Potential, die soziologische Ungleichheitsforschung sinnvoll zu ergänzen (Kühn 2015a, S. 65).¹ Davon ausgehend, dass die Reproduktion von sozialer Ungleichheit nicht notwendigerweise eine intendierte und reflektierte Praxis darstelle, könne eine Lebenslauf-Perspektive zu einem Verständnis darüber beitragen, wie intentionales Handeln mit nichtintendierten Folgen einhergehe. Auch gehe soziale Ungleichheit mit der Konstruktion von sozialen Gruppen, beispielsweise den Arbeiter*innen, den migrantischen Frauen, den alten *weißen* Männern etc. einher und stellt damit ein Kernthema der Sozialpsychologie dar. Aus einer kritisch sozialpsychologischen Sicht lässt sich nicht nur der Prozess der Gruppenkonstruktion nachvollziehen, sondern auch mit der Vorstellung brechen, dass diese konstruierten Gruppenzugehörigkeiten im Alltag ständig präsent seien. Vielmehr gelte es zu untersuchen, »wie Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Gruppen konstruiert und wann diese Zugehörigkeit im Alltag relevant wird« (Kühn 2015a, S. 65) und somit eine Perspektive auf soziale Ungleichheit zu eröffnen, entlang derer sich das Prozesshafte herausarbeiten lässt. Des Weiteren lasse sich durch eine Lebenslauf-Perspektive nachvollziehen, dass die Erfahrung von sozialer Ungleichheit nicht immer Unzufriedenheit bei den Betroffenen auslöse, noch notwendigerweise Sozialkritik hervorrufe. In der Konsequenz bedeute dies für eine kritische Sozialforschung, dass individuelle Zufriedenheit nicht als Maßstab für eine gelungene Gesellschaft genommen werden könne (Kühn 2015a, 66ff). Ebenfalls

1 Für eine Einführung in methodologische Aspekte der Lebenslauf- und Biographieforschung sowie eine Erörterung der Relevanz einer qualitativ empirisch ausgerichteten Sozialpsychologie für die soziale Ungleichheitsforschung siehe Kühn (2017) und Kühn und Langer (2020).

werde deutlich, dass soziale Ungleichheit von unterschiedlichen Individuen auf verschiedene Art und Weise wahrgenommen und auch benannt werde. Jenseits von starren Sozialstrukturanalysen ermögliche eine Lebenslauf-Perspektive somit, spezifische Kontexte zu identifizieren, in denen soziale Ungleichheit subjektiv relevant wird, und in der Folge die Bedeutung für die alltägliche Lebensführung herauszuarbeiten. Das Potential einer kritischen Sozialpsychologie liege dabei vor allem im »Aufdecken von Verborgenen« (Kühn 2015a, S. 69). Was die hier genannten Potentiale einer am Lebenslauf orientierten Perspektive auf soziale Ungleichheit forschungspraktisch bedeuten, wird entlang von Kühns (2015b) Ausführungen mit Rückgriff auf die Studienergebnisse von Walter R. Heinz et al. (1987) im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 186 »Statuspassagen und Risikolagen im Lebenslauf« an der Universität Bremen besonders deutlich. So arbeitet Kühn heraus, wie vermeintlich autonome Lebenslaufentscheidungen bestehende gesellschaftliche Machtverhältnisse häufig reproduzieren, ohne dass dies notwendigerweise von den Akteur*innen intendiert oder reflektiert werde. Beispielhaft führt er auf, wie von Heinz et al. interviewte Hauptschüler*innen und Hauptschulabsolvent*innen ihre Bildungs- und Berufsbiographien, die zumeist mit einem geringen gesellschaftlichen Status einhergehen, häufig nicht mit Strukturen sozialer Ungleichheit in Verbindung bringen und in der Folge auch nicht notwendigerweise hinterfragen, sondern vielmehr als authentische Lebenslaufentscheidungen im Einklang mit der eigenen Identität beschreiben (Kühn 2015b, S. 234). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine am Lebenslauf-orientierte kritische Sozialpsychologie die soziologische Ungleichheitsforschung sinnvoll um ein prozesshaftes Verständnis von sozialer Ungleichheit erweitert. Sie stellt eine Perspektive bereit, die es ermöglicht, jenseits von eindeutig messbaren Strukturen auch komplexe Zusammenhänge sowie nicht immer sichtbare oder von den Akteur*innen notwendigerweise reflektierte Aspekte zu untersuchen. Auch fördert sie ein Verständnis von sozialer Ungleichheit, das sowohl materielle als auch nicht-materielle Aspekte umfasst.

Das Spannungsfeld der sozialen Ungleichheitsforschung zwischen der ausschließlichen Fokussierung auf materielle Aspekte von Ungleichheit und der Berücksichtigung auch nicht-materieller Anteile ist ein historisch gewachsenes. Die Ursprünge der sozialen Ungleichheitsforschung liegen vor allem im historischen Materialismus nach Karl Marx (1961). Während soziale Ungleichheit dort in erster Linie als ungleiche Verteilung von Produktionsmitteln aufgefasst wird und ökonomische Ressourcen somit im Fokus stehen, ermöglicht der Ansatz von Pierre Bourdieu, die Perspektive auch auf nicht-materielle, z.B. symbolisch vermittelte Ressourcen auszuweiten. Im Sinne der Anschlussfähigkeit an die zuvor beschriebene poststrukturalistische Forschungsperspektive auf durch Sprache konstruierte Wirklichkeit wie auch aufgrund des im Bourdieu'schen Ansatz liegenden Potentials, soziale Ungleichheit als prozesshaft zu begreifen, und somit der Forderung einer kritisch-sozialpsychologischen Perspektive auf soziale Ungleichheit nachkom-

mend, soll im Folgenden der Bourdieu'sche Ansatz weiterverfolgt und ausgeführt werden. Während Bourdieu den Marx'schen Klassenbegriff beibehält, ergibt sich für ihn die Klassenlage nicht allein aufgrund der Position im Produktionsprozess. Neben ökonomisch-materiellen Ressourcen betrachtet Bourdieu auch Kämpfe um symbolische Anerkennung als maßgeblich relevant für das Erlangen eines bestimmten gesellschaftlichen Status (Bourdieu 2021). Treffend stellt Bourdieu das Spannungsfeld zwischen ausschließlicher und nicht ausreichender Berücksichtigung von ökonomischen Faktoren für die Reproduktion sozialer Ungleichheit in dem folgenden Zitat dar:

»Es ist nur möglich, das Funktionieren des Kapitals in seiner Logik, die Kapitalumwandlungen und das sie bestimmende Gesetz der Kapitalerhaltung zu verstehen, wenn man zwei einseitige und einander entgegengesetzte Betrachtungsweisen bekämpft: Die eine ist der ›Ökonomismus‹, der alle Kapitalformen für letztlich auf ökonomisches Kapital reduzierbar hält und deshalb die spezifische Wirksamkeit der anderen Kapitalarten ignoriert; die andere ist der ›Semiologismus‹, der heute durch den Strukturalismus, den symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie vertreten wird. Er reduziert die sozialen Austauschbeziehungen auf Kommunikationsphänomene und ignoriert die brutale Tatsache der universellen Reduzierbarkeit auf die Ökonomie.« (Bourdieu 2015b, S. 71)

In dem Zitat wird zum einen Bourdieus Konzeptualisierung weiterer Kapitalarten neben dem ökonomischen angedeutet. Zum anderen formuliert Bourdieu hier eine Kritik am Strukturalismus hinsichtlich einer nicht ausreichenden Berücksichtigung des Ökonomischen. Hinsichtlich der Kritik am Strukturalismus erscheint Bourdieu im Einklang mit jener poststrukturalistischen Position, die, wie in Kapitel 3.1 anhand eines Zitates von Foucault angeführt, ebenfalls eine unzureichende Beachtung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen kritisiert. Auch für die poststrukturalistisch beeinflussten Laclau und Mouffe sind Diskurse »keine bloßen mentalen oder textuellen Phänomene, sondern tatsächlich materiale, sinnhaft konstituierte Komplexe von Praktiken« (Reckwitz 2006, S. 342). Wenngleich beide Theoriezweige aus ihrer geteilten Kritik heraus einen je unterschiedlichen Fokus in der eigenen Theorie entwickeln, scheinen sie sich hinsichtlich des hohen Stellenwertes, den symbolisch vermittelte also nicht-materielle Aspekte sozialer Ungleichheit jeweils einnehmen, auch nicht auszuschließen. Für die vorliegende Arbeit wiederum erzeugt die Kombination der beiden Ansätze insofern einen Mehrwert, als der poststrukturalistische Ansatz einerseits eine detaillierte Analyse von Sprache als Konstruktionspraxis einer durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse strukturierten Wirklichkeit ermöglicht und mit dem Bourdieu'schen Ungleichheitsbegriff wiederum diese Verhältnisse eine sozial-strukturelle Konkretisierung erfahren. Im Sinne einer kritischen Sozialwissenschaft ermöglicht eine solche

Interdisziplinarität und die je unterschiedliche Schwerpunktsetzung der beiden Ansätze hier somit ein differenzierteres Verständnis des Forschungsgegenstandes, der in der Folge aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick genommen werden kann.

Für Bourdieu prägen neben ökonomischem auch kulturelles und soziales Kapital den klassenspezifischen Habitus, der wiederum zur Reproduktion der Klassenlage beiträgt. Kulturelles Kapital wird von Bourdieu in inkorporiertes, objektiviertes und institutionalisiertes Kapital unterschieden. Inkorporiertes kulturelles Kapital ist untrennbar an die Person gebunden, also auch nicht unmittelbar vererbbar. Es handelt sich hierbei vor allem um Bildung, auf Französisch »culture« (Bourdieu 2015b, S. 55), die einen Verinnerlichungsprozess voraussetzt, der von der jeweiligen Person selbst vollzogen werden muss und Zeit kostet. Die Herkunftsfamilie spielt bei dem Erwerb von inkorporiertem kulturellem Kapital eine große Rolle, da sie maßgeblich darüber bestimmt, wie viel Zeit eine Person für ihre Bildung aufwenden kann. Zudem prägt das soziale Umfeld einer Person die Form des inkorporierten kulturellen Kapitals: »Verkörpertes Kulturkapital bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sie hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren, z.B. die typische Sprechweise einer Klasse oder Region« (Bourdieu 2015b, S. 57). Sprache, die in unmittelbarem Zusammenhang mit Bildung steht, wird somit als Ausdruck von kulturellem Kapital erkennbar. Beim objektivierten kulturellen Kapital handelt es sich nach Bourdieu um materiell übertragbare Träger kulturellen Kapitals, etwa Gemälde, Schriften, Instrumente oder Denkmäler. Anders als Bildung, die individuell erworben werden muss, lassen sich diese Träger kulturellen Kapitals vererben. Institutionalisiertes Kulturkapital wiederum ist »die Objektivierung von inkorporiertem Kulturkapital in Form von *Titeln*« (Bourdieu 2015b, S. 61 [Herv. i.O.]). Es unterscheidet z.B. jene Personen, die als Autodidakten ihre Bildung fortlaufend nachweisen müssen, von jenen, die diesen Nachweis durch Bildungsabschlüsse erbringen. Soziales Kapital beschreibt nach Bourdieu die »Kreditwürdigkeit« einer Person, die sich durch »Zugehörigkeit zu einer Familie, einer Klasse, einem Stamm oder auch einer Schule, einer Partei« (Bourdieu 2015b, S. 63) ergibt. Für diese Arbeit scheint angesichts des Fokus auf Sprache als Konstruktionspraxis von Wirklichkeit und der Annahme, dass diese Wirklichkeit maßgeblich durch soziale Ungleichheit strukturiert ist, vor allem das Kulturkapital von besonderer Bedeutung zu sein. Das in dieser Arbeit untersuchte Sample besitzt angesichts der hohen Bildungsabschlüsse vieler Interviewter relativ viel jenes Kapitals (vgl. Kapitel 4.1.3). Die anhand der Interviews untersuchte Sprachpraxis stellt aus der beschriebenen Bourdieu'schen Perspektive wiederum den Ausdruck einer bestimmten Klassenlage dar.

Das Bourdieu'sche Verständnis von sozialer Ungleichheit prägt weite Teile der aktuellen soziologischen Ungleichheitsforschung, insbesondere auch jenen Kreis von internationalen Forscher*innen rund um den Soziologen Boike Rehbein, die

vergleichend verschiedene, vor allem auch nicht-westliche Gesellschaften in den Blick nehmen (Baumann und Bultmann 2020b; Houben und Rehbein 2022; Jodhka et al. 2018; Rehbein 2021; Rehbein et al. 2015; Rehbein und Souza 2014). Die Forscher*innen eint dabei die Einsicht, dass der Kapitalismus mittlerweile sämtliche Gesellschaften wie auch Gesellschaftsbereiche der Welt prägt, soziale Ungleichheit sich jedoch lokal und historisch spezifisch ausdrückt. Vincent Houben und Boike Rehbein beschreiben die gegenwärtige Welt daher auch als »globalen Kapitalismus« und zudem als »multizentrisch« (Houben und Rehbein 2022, S. 9). Damit stellen sie sich gegen einen in den Sozialwissenschaften noch weitverbreiteten Eurozentrismus, aus dem heraus globale Phänomene vorwiegend auf der Grundlage westlicher Erfahrungen erklärt werden, ohne die regionalspezifischen Entstehungskontexte zu berücksichtigen. Auch in weiten Teilen der soziologischen Ungleichheitsforschung werde sich vor allem auf westliche Gesellschaften konzentriert und hier gewonnene Erkenntnisse würden unreflektiert universalisiert, ein Paradigmenwechsel sei daher notwendig (Baumann und Bultmann 2020b; Rehbein und Souza 2014).

Kapitalismus begreift Rehbein »als Komponente einer bestimmten Gesellschaftsform [...], die hierarchisch organisiert ist [und] nicht als Wirtschaftssystem oder Produktionsweise« (Rehbein 2021, S. 45 [Zusatz von K.V.]). Damit wendet auch Rehbein sich gegen eine Ungleichheitsforschung, die ausschließlich ökonomische Faktoren berücksichtigt und untersucht vielmehr Herrschaftsverhältnisse, die sich in Anlehnung an Bourdieu auch durch kulturelles und soziales Kapital reproduzieren. Unter Herrschaft versteht Rehbein »die Privilegierung einer sozialen Position über eine andere in Verbindung mit der Macht, die Gesellschaft zu beeinflussen und anderen Menschen den eigenen Willen aufzuzwingen« (Rehbein 2021, S. 92). Den Herrschaftsbegriff bezieht er vor allem auf die Beziehungen von sozialen Klassen in einer kapitalistischen Gesellschaft und versteht dabei als soziale Klasse »eine gegen andere Gruppen sozial abgeschlossene und über die Zeit hinweg stabile Gruppe, die sich nicht nur durch Geld oder den Beruf bestimmt, sondern auch durch soziokulturelle Eigenschaften«, die sich wiederum in einer typischen Verhaltensweise äußern (Rehbein 2021, S. 93). Der Fokus auf eben diese »Soziokulturen« (Rehbein 2021, S. 72) ist Teil eines notwendigen Paradigmenwechsels in der soziologischen Ungleichheitsforschung. Während der Kapitalismus sich einerseits auf der ganzen Welt durchgesetzt habe, seien die durch ihn erzeugten, hierarchischen Gesellschaftsordnungen andererseits nicht überall identisch. Vielmehr würden sie maßgeblich durch vorkapitalistische Hierarchien – die Soziokulturen – geprägt, was so zu einer je unterschiedlichen Ausprägung in verschiedenen Nationalgesellschaften führe. Während Sozialstrukturen die gegenwärtigen Ausprägungen von sozialer Ungleichheit in einer bestimmten Gesellschaft beschreiben, umfasst der Begriff der Soziokulturen auch deren historische Entwicklung. Es handelt sich also um historisch geschichtete Formen von sozialer Ungleichheit und deren

Verankerung in der Gegenwart in Form von Habitus oder Institutionen (Baumann und Bultmann 2020a, S. 1). Durch das Konzept der Soziokulturen wird es somit möglich, regional spezifische und historisch gewachsene Muster sozialer Ungleichheit in den Blick zu nehmen und dabei zudem eine statische Perspektive auf soziale Ungleichheit aufzubrechen, wodurch das Prozesshafte stärker betont wird (vgl. Kühn 2015a).

Neben der Beschreibung relevanter Soziokulturen trägt auch das Konzept der »sozialen Ontologie« (Baumann und Rehbein 2018) dazu bei, soziale Ungleichheit nicht auf materielle Dimensionen zu reduzieren, das Prozesshafte zu betonen und vor allem kontextuell und historisch spezifische Formen sozialer Ungleichheit zu beschreiben. »Social ontologies are the most encompassing and most deeply embodied meaningful structures that define what collectives are, how they structure themselves, and which entities can become a part of them.« (Baumann und Bultmann 2020b, S. 1) Die soziale Ontologie umfasse somit die hegemonialen Selbstbilder einer Gesellschaft, wie etwa fundamentale Vorstellungen über den Sinn des Lebens, den Stellenwert des Individuums oder die Bedeutung des Kollektivs. Erst durch diese Vorstellungen werde soziale Ungleichheit auch praktisch bedeutsam. Benjamin Baumann und Daniel Bultmann betonen daher den hohen Stellenwert, den eine Analyse von sozialer Ontologie in der Ungleichheitsforschung einnehmen sollte: »Studying social inequality without an in-depth understanding of social ontology is, therefore, like the study of language without grammar.« (Baumann und Bultmann 2020a, S. 2) Erst die Beschäftigung mit der sozialen Ontologie einer Gesellschaft mache deutlich, dass Strukturen sozialer Ungleichheit in unterschiedlichen Gesellschaften nicht ohne weiteres miteinander verglichen werden können und nicht ausschließlich auf ökonomische Ungleichheit reduziert werden sollten. Hinsichtlich des hohen Stellenwertes jener gesellschaftlich relevanten Selbstbilder erscheint das Konzept der sozialen Ontologie anschlussfähig an jene in Kapitel 2 vorgestellte sozialkonstruktivistische Nationsforschung, die gesellschaftlich hegemoniale Vorstellungen über die Nation untersucht und diese als maßgeblichen Teil der Konstruktionspraxis von Nation und nationaler Identität begreift. Dabei werden durch das Konzept der sozialen Ontologie diese Vorstellungen und Narrative unmittelbar mit sozialer Ungleichheit zusammengedacht, was innerhalb der Nationsforschung, wie in Kapitel 2 herausgearbeitet wurde, häufig nicht der Fall aber dringend erforderlich ist. Die Analyse der Wirkweise von hegemonialen Selbstbildern eröffnet zudem eine dynamische Perspektive auf soziale Ungleichheit.

Das Besondere an der hier beschriebenen sozialen Ungleichheitsforschung um Rehbein ist vor allem auch die umfangreiche Feldforschung in unterschiedlichen Weltregionen. Detailliert werden in unterschiedlichen Regionalkontexten jeweils spezifische, historisch gewachsene Strukturen sozialer Ungleichheit und darin begründete Spannungsfelder herausgearbeitet. So beschreibt Daniel Bultmann

beispielsweise Kämpfe um die soziopolitische Hegemonie zwischen unterschiedlichen Gruppen der Elite Kambodschas, die sich entlang von differenten sozialen Ontologien äußern und in historischen Wandlungsprozessen und Rissen begründet sind (Bultmann 2020). Emerson Ferreira Rocha und Boike Rehbein untersuchen den Zusammenhang von sozialen Klassen, Soziokulturen und Habitus in Brasilien. Dabei beschreiben sie fünf soziale Klassen im gegenwärtigen Brasilien und zeigen auf, dass historisch gewachsene Soziokulturen auch im gegenwärtigen Habitus noch relevant sind (Rocha und Rehbein 2020). In Deutschland wiederum identifizieren Rehbein et al. (2015) vier soziale Klassen, die sich entlang von drei Trennlinien (Würde, Expressivität und Enthobenheit) formieren und zwischen denen intergenerational kaum Mobilität stattfindet: die Marginalisierten, die Kämpfer, die Etablierten und die Enthobenen. Marginalisierte hätten zumeist keine Erwerbsarbeit und lebten aufgrund der Verachtung durch den Rest der Gesellschaft unterhalb der Trennlinie Würde. Als Kämpfer wiederum wird die Mitte der Gesellschaft bezeichnet, die eine für ein würdevolles Leben in einer kapitalistischen Gesellschaft notwendige Erwerbsarbeit ausübe. Etablierte fänden sich vorwiegend in Führungspositionen wieder. »Sie leben oberhalb der Trennlinie der Expressivität, weil sie ihr Leben als Gesamtkunstwerk interpretieren, in dem die Arbeit nicht nur produktiv, sondern auch sinnvoll sein muss.« (Rehbein 2021, S. 101) Enthobene wiederum seien zumeist vom Rest der Gesellschaft abgetrennt und auch hinsichtlich einer empirischen Erforschung nur schwer zu erreichen. Sie »sind die Großeigentümer des ökonomischen Kapitals und blicken meist auf alte Familienstammbäume von Enthobenen zurück« (Rehbein 2021, S. 101). Entlang der von Rehbein et al. (2015) beschriebenen Klassen lässt sich das Sample dieser Arbeit als zusammengesetzt aus vor allem Kämpfer*innen und vereinzelt Etablierten charakterisieren.²

Während die intensive Feldforschung zentrale Erkenntnisse über den jeweiligen lokalen Kontext fördert, trägt sie in ihrer Gesamtschau auch zu einem komplexeren Verständnis der multizentrischen Welt und des globalen Kapitalismus bei (Houben und Rehbein 2022, S. 9). Im Gegensatz zu einer ausschließlich an westlichen Erfahrungen orientierten Universaltheorie ermöglicht die Vielzahl an Regionalstudien in ihrer Synthese im Sinne eines *Pluriversalismus* (Mignolo 2011) globale Strukturen sozialer Ungleichheit entlang multipler, regional-spezifischer Ausprägungen herauszuarbeiten. Dadurch wird auch die Relevanz nicht-westlicher Kontexte für eine globalisierte Welt deutlich, die sich nicht hinreichend allein durch hegemoniale westliche Strukturen beschreiben ließe. Neben der detaillierten Analyse unterschiedlicher

2 Für eine valide Einordnung des Samples entlang der von Rehbein et al. (2015) beschriebenen Klassen fehlen jedoch relevante Informationen über den familiären Hintergrund der Befragten.

Regionen ist für die durch Rehbein und andere geprägte soziale Ungleichheitsforschung somit immer auch die Beschreibung von globalen Strukturen von Relevanz (vgl. Rehbein 2021; Houben und Rehbein 2022; Jodhka et al. 2018; Rehbein und Souza 2014).

Als weiteren wesentlichen Beitrag der durch Rehbein und andere geprägten soziologischen Ungleichheitsforschung, der im Kontext dieser Arbeit auf besondere Weise zum Tragen kommt, lässt sich die Erkenntnis fassen, dass es sich beim Kapitalismus zwar einerseits um ein globales Phänomen handelt, das sämtliche Gesellschaften strukturiert und auch eine globale Hierarchie zwischen nationalen Gesellschaften begründet, gleichzeitig jedoch der jeweils spezifische Nationalstaat als wesentlicher Rahmen der Reproduktion sozialer Ungleichheit in vielen Weltregionen und so auch in Deutschland ebenfalls beachtet werden muss. So sei eine globale Machtausübung aufgrund von nationalstaatlichen Institutionen beispielsweise auch für die herrschende Klasse der USA, die innerhalb der globalen Hierarchie nach Rehbein als derzeit am mächtigsten einzuschätzen sei, nur begrenzt möglich. Zudem reproduzierten sich Klassenstrukturen primär innerhalb von Nationalstaaten. Die herrschende Klasse habe nur innerhalb ihrer jeweiligen nationalen Gesellschaft die herrschende Position inne, nicht aber innerhalb anderer Nationalstaaten (Rehbein 2021, S. 174). Anja Weiß wiederum mahnt an, dass globale Ungleichheit auch über die Grenzen von Nationalstaaten hinaus untersucht werden sollte (Weiß 2017, S. 49). Hinsichtlich einer auf Nationalstaaten fokussierten Ungleichheitsforschung gibt sie Folgendes zu bedenken:

»Menschen, die in mehreren Staaten leben, Staaten, die in supranationale Einheiten wie die Europäische Union eingebettet sind oder die grenzüberschreitende Bewegungen von Menschen, Gütern und Ideen nicht kontrollieren können, werden vor diesem Hintergrund zur vernachlässigbaren Ausnahme erklärt.« (Weiß 2017, S. 13)

In der Folge fordert Weiß, einen methodologischen Nationalismus in der Soziologie zu überwinden, um Begriffe entwickeln und Daten erheben zu können, die dazu dienen, die aktuelle Welt angemessener zu beschreiben. Weiß identifiziert hier einen wesentlichen blinden Fleck von ausschließlich auf den Nationalstaat ausgerichteter Ungleichheitsforschung. Die Antwort auf die Kritik sollte jedoch nicht in einer Ignoranz gegenüber dem gleichwohl einflussreichen nationalstaatlichen Rahmen liegen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Arbeiten der Forschungsgruppe um Rehbein die soziale Ungleichheitsforschung um eine globale Perspektive bereichern, die es ermöglicht, Kapitalismus als wirksame Gesellschaftsform in sämtlichen, nicht ausschließlich in westlichen Gesellschaften zu begreifen. Auch Hierarchien zwischen unterschiedlichen Nationalstaaten auf globaler Ebene werden er-

kennbar. Im Rahmen dieser Arbeit erscheint dabei zudem vor allem die Erkenntnis zentral, dass soziale Ungleichheit innerhalb unterschiedlicher nationaler Gesellschaften verschiedene Formen annimmt und sich auf dieser Ebene auch reproduziert. In der Folge ermöglicht es der Ansatz, den jeweiligen nationalstaatlichen Rahmen, innerhalb dessen soziale Ungleichheit reproduziert wird, in seiner spezifischen Besonderheit zu untersuchen. Nation beschreibt so keine quasi-natürliche Ordnung, die nicht weiter beachtet werden muss. Vielmehr gilt es, die jeweiligen historischen Prozesse der Entstehung von sozialer Ungleichheit innerhalb eines nationalen Rahmens zu reflektieren. Die Reproduktion von sozialer Ungleichheit wie auch von Nation sind aus dieser Perspektive eng verwobene und kaum voneinander zu trennende Prozesse. Eine Forschungsperspektive, die dies berücksichtigt, ist somit erforderlich.

Abschließend soll im Folgenden mit den *symbolic boundaries* nach Michel Lamont ein forschungspraktischer Ansatz vorgestellt werden, der ebenfalls an die Theorie Pierre Bourdieus anknüpft und mit Hilfe dessen es sich untersuchen lässt, wie vor allem durch Sprache symbolische Grenzen gezogen werden, die wiederum soziale Ungleichheit begründen. Symbolische Grenzen sind »conceptual distinctions made by social actors to categorize objects, people, practices, and even time and space. They are tools by which individuals and groups struggle over and come to agree upon definitions of reality.« (Lamont und Molnár 2002, S. 168) Durch symbolische Grenzziehung können Menschen Status gewinnen und Ressourcen monopolisieren. Mit dem Ausdruck »boundary work« beschreibt Lamont den Prozess der Definition des Selbst in Abgrenzung von Anderen und den diesen zugeschriebenen Eigenschaften (Lamont 1995, S. 351). Damit weist der Ansatz Parallelen zu der zuvor beschriebenen poststrukturalistischen und postkolonialen Perspektive auf Differenz auf, aus der heraus ebenfalls die Funktion der Definition des Anderen für die Errichtung eines abgegrenzten und aufgewerteten Selbstbildes betont wird. In einem sozialen Prozess der Aushandlung festgelegte symbolische Grenzen stellen nach Lamont Definitionen der Wirklichkeit dar. Wenn symbolische Grenzen hegemonial werden, indem eine Mehrheit diese anerkennt, beeinflussen sie ähnlich wie manifeste soziale Grenzen maßgeblich soziale Interaktionen und können zudem selbst zu sozialen Grenzen werden und so Muster sozialer Ausgrenzung oder Differenz etwa entlang von Klasse oder *race* begründen (Lamont 1995, S. 351). Im Einklang mit der Theorie Bourdieus geht auch Lamont von der häufig subtilen und durch die Individuen nicht immer reflektierten Reproduktion von sozialer Ungleichheit durch symbolische Grenzziehung aus. Als typische Formen symbolischer Grenzziehung lassen sich sozioökonomische, kulturelle und moralische identifizieren (Lamont 1995; Lamont 1994; Lamont und Molnár 2002; Sachweh und Lenz 2018). Damit fügt Lamont den von Bourdieu (2021) herausgearbeiteten kulturellen, die unter anderem Bildung, Geschmack und Manieren umfassen und den sozioökonomischen Grenzen wie Reichtum, Macht und beruflichem Erfolg, noch die moralischen Grenzen

hinzu. Unter moralischer Grenzziehung versteht Lamont unter anderem Ehrlichkeit, Integrität und Arbeitsethik (Mijic und Parzer 2017).

Bourdieu's Fokus auf Klassengrenzen beibehaltend untersucht Lamont die Praxis der symbolischen Grenzziehungen vor allem im internationalen Vergleich und verortet Klassengrenzen innerhalb eines nationalen Rahmens, während Bourdieu noch von der Universalität dieser Grenzen ausging (Lamont 1995). Dieser Ansatz deckt sich auch mit der oben anhand von Rehbein et al. beschriebenen differentiellen Formation sozialer Klassen in unterschiedlichen nationalen Gesellschaften. In der Folge spricht Lamont auch von nationalen Grenzmustern als »national patterns of distribution of specific criteria of definition and evaluation of others, including morality, socioeconomic position, gender, race, and so forth« (Lamont 1995, 350f). Gleichwohl möchte sie sich mit ihrem Ansatz gegen die Vorstellung positionieren, dass nationaler Identität im Alltag beständig eine gleichbleibend hohe Bedeutung zukomme. Vielmehr begreift Lamont Nation als eine im Alltag von den Individuen hinsichtlich ihrer Relevanz zumeist unreflektierte Einflussgröße (vgl. auch Kühn 2015a, S. 65). Gleichwohl betont sie, dass der spezifische nationale Rahmen das jeweilige Muster symbolischer Grenzziehung maßgeblich beeinflusst:

»[...] this approach does not view national boundary patterns as residing in individual psychological traits. Boundaries are studied as institutionalized cultural repertoires, that is, as publicly available categorization systems, and national stereotypes as byproducts of collective processes of the definition of identity manifested in national boundary patterns.« (Lamont 1995, S. 351)

Durch das Zusammendenken von nationalen Grenzziehungsmustern mit sozialer Ungleichheit innerhalb nationaler Gesellschaften stellt Lamonts Ansatz somit einen hilfreichen forschungspraktischen Zugang dar, die Konstruktionspraxis von Wirklichkeit sowohl als Reproduktion von sozialer Ungleichheit als auch von Nation zu begreifen und zu untersuchen, der zur Exploration eines Nationalismus der Mitte in Deutschland geeignet erscheint.

Zusammenfassend gilt es festzuhalten, dass aufbauend auf den in Kapitel 2 herausgearbeiteten Grundannahmen, Spannungsfeldern und Leerstellen einer konstruktivistischen Nationsforschung im vorliegenden dritten Kapitel unterschiedliche Theorien dargestellt wurden, die der Verortung, Konkretisierung und Weiterentwicklung der in dieser Arbeit angewendeten Forschungsperspektive dienen. Mit dem poststrukturalistischen Fokus auf Sprache lassen sich hegemoniale Formationen im Diskurs zu Deutschland identifizieren und lässt sich zugleich untersuchen, welche Vorstellungen vom Selbst und vom Anderen im Diskurs dominant sind. Sara Ahmeds Ansatz der *affective practice*, der den Cultural Studies entstammt und ebenfalls poststrukturalistisch geprägt ist, ermöglicht es wiederum, neben einer kognitiven Konstruktionspraxis auch Affektpraktiken in den Blick

zu nehmen. Mit ihm lassen sich Formen der Idealisierung von Nation auch jenseits von offenen Bekenntnissen sichtbar und verstehbar machen. Die Errichtung des Idealbildes wird hier entlang von Affektpraktiken betrachtet, entlang derer Differenz hergestellt wird zu einem abgewerteten Außen und auch zu jenen Anteilen von Deutschland, die aus dem Idealbild ausgeschlossen werden. Mit dem Konzept der symbolischen Grenzziehung lassen sich ebenfalls Prozesse interner Differenzierung untersuchen. Das Konzept ermöglicht eine Einbindung identifizierter symbolischer Grenzziehungen in eine Theorie sozialer Ungleichheit. Erweitert durch die Perspektive einer am Lebenslauf orientierten kritischen Sozialpsychologie gilt es ein prozesshaftes Verständnis von sozialer Ungleichheit zu fördern und jenseits von eindeutig messbaren Strukturen auch von den Akteur*innen nicht immer reflektierte oder intendierte Aspekte zu berücksichtigen. Während soziale Ungleichheit zudem angesichts eines globalen Kapitalismus sämtliche Weltregionen strukturiert, gilt es gleichwohl jeweils die regional spezifischen Formen zu untersuchen. Dabei tritt auch die Bedeutung des Nationalstaats als Rahmen der Reproduktion von sozialer Ungleichheit hervor. Die Reproduktion von Nation und sozialer Ungleichheit lassen sich somit als miteinander verwobene Prozesse verstehen. Den in dieser Arbeit explorierten Nationalismus der Mitte in Deutschland gilt es darauf aufbauend als dynamische und kontext- sowie situationsgebundene Praxis der Reproduktion sowohl von Nation als auch von sozialer Ungleichheit zu begreifen. Da die Mitte in der vorliegenden Arbeit vor allem als diskursiv hergestellte Identitätskategorie, als Selbstbild vieler Interviewter untersucht wird und sich weniger eindeutig hinsichtlich sozialstruktureller Aspekte definieren lässt (vgl. Kapitel 4.1.3), dient die poststrukturalistische Diskurstheorie den folgenden Ausführungen als Hauptbezugstheorie. Die skizzierte soziologische Ungleichheitsforschung in Anlehnung an Bourdieu ergänzt sie gleichwohl dahingehend sinnvoll, als dass poststrukturalistisch beschriebene Macht- und Herrschaftsverhältnisse hier eine Konkretisierung erfahren, etwa in der zuvor beschriebenen Auffassung, dass verstetigte symbolische Grenzen zu sozialen Grenzen werden können. Die Funktion von Diskursen, affektiven Praktiken wie auch symbolischen Grenzziehungen bei der (Re-)Produktion von Nation und sozialer Ungleichheit wird in dieser Arbeit empirisch anhand einer Interviewstudie untersucht, die im folgenden Kapitel 4 vorgestellt wird. Die im vorliegenden Kapitel vorgestellten Konzepte finden wiederum Eingang in die Analyse, deren Ergebnisse in Kapitel 5 und 6 dargestellt werden.